

# LOTHAR

ODER

## UNTERGANG EINER KINDHEIT

VON

OSCAR A. H. SCHMITZ

Auszug:  
Kapitel LI. bis LVIII.

LOTHAR  
ODER  
UNTERGANG EINER KINDHEIT  
von  
Oscar A. H. Schmitz

Stuttgart  
Verlegt bei Axel Juncker  
1905

----  
Wort- und Zeichengetreue Abschrift der  
Kapitel LI. bis LVIII.  
in  
„Rudis Homepage zur Stadt Weilburg an der Lahn“  
<http://www.weilburg-lahn.info>  
2010  
----

## LI.

Kurz nach der Rückkehr von München kam der Tag des Abschieds von dem Elternhaus. Frau Daneck brachte ihren Sohn am letzten Sonntag der Ferien nach Odensburg. Als Lothar mit ihr das nüchterne neue Kleinstadthaus betrat, worin er nun wohnen sollte, das Stiegenhaus mit den graubraun gewürfelten Tapeten und gelbgestrichenen Stufen, glaubte er die künftigen Jahre nicht ertragen zu können. Die kinderreiche Familie des Professors, der nun Vaterstelle an Lothar vertreten sollte, forderte seine Mutter und ihn zum Kaffee auf und man setzte sich um den sonntäglichen Tisch. Der Professor unterhielt Frau Daneck, die Kinder staunten Lothar an. Gegen Abend brachte er seine Mutter zur Bahn. Der Zug fuhr auf und nun stand er allein auf der öden kleinen Station, wo die Spaziergänger der Stadt ihr Sonntagsbier tranken und sich am Anblicke der vorbeifahrenden Expreßzüge erregten. Lothar trat hinaus und betrachtete die Hausschilder, die er schon nachmittags beim Ankommen gesehen hatte. Wie viele tausend Male, ehe er hier fortkäme, würde er noch lesen: Kaspar Kühne, Photograph, Aufgang links, oder Dampfwäscherei der Geschwister Brösig. Er wagte nicht, nach Hause zu gehen, bis er sich soweit beruhigt hätte, daß er nicht in Gegenwart der neuen Hausgenossen in Tränen ausbrechen würde. Er dachte an das fröhliche, heimatliche Haus, an die festlichen Räume, die er im Geist einen nach dem andern durchwandelte, an Ada und ihre Freundinnen, Alles dies war nun um ihn weggestorben oder vielmehr er war tot, aber das Leben ging ohne ihn weiter. Als er nach Hause kam, forderte ihn Frau Professor Öhler auf, ein wenig Klavier zu

spielen. Er freute sich über diese Zerstreuung, aber dann ärgerte es ihn, als sie sagte, er spiele »für sein Alter« sehr gut. Sie bemühte sich offenbar, ihn aufzuheitern. Lothar bemerkte nun, daß sie eigentlich hübsch war, wenn sie auch ihre Schönheit nach seinem Geschmack zu wenig pflegte. Unwillkürlich wurde er etwas lebhafter im Gespräch und freute sich, an ihr eine eifrige Zuhörerin zu finden, wenn er von dem Elternhaus erzählte. Als man abends bei Tisch saß, verfiel Lothar wieder in eine kaum zu bezwingende Traurigkeit, die durch die Lebhaftigkeit der Kinder eher gesteigert wurde. Man suchte ihn aufzumuntern, indem man sagte, an der Stelle, wo er sitze, hätte schon mancher Pensionär zum erstenmal vom Elternhaus fern gegessen, aber keiner habe so seiner Traurigkeit nachgegeben wie er. Solche Vergleiche mit andern jungen Leuten, reizten ihn innerlich zum Hohn. Hatten jene Pensionäre vielleicht ein Elternhaus wie das Danecksche zu betrauern?

Am folgenden Tag ging Lothar ins Gymnasium. Seine Mitschüler waren meist gleich ihm Auswärtige, doch ländlicher Abkunft. Ihre Ursprünglichkeit hatten sie dadurch eingebüßt, daß sie in jedem Wort, in jeder Gebärde Studentenjargon und -art nachahmten, doch ohne die Ironie seiner ehemaligen Mitschüler daheim. Es machte daher gleich einen ungünstigen Eindruck auf sie, als Lothar sich ihnen nicht offiziell auf studentische Art vorstellte: »Gestatten, mein Name ist Daneck.« Instinktiv redete er sie mit »Sie« an und es blieb dabei, solange er unter ihnen lebte. Aus der Betrachtung über die hoffnungslosen Verhältnisse, in denen er sich befand, riß ihn die Erscheinung des Direktors, der im

Griechischen unterrichtete. Mit seinem eisgrauen Homerkopf überragte er alle Lehrer und Schüler der Anstalt. Er liebte es, lange Abschnitte der Odyssee oder der Ilias im Unterricht zu deklamieren, wenn man dieses sich selbst berauschende Schwelgen im Klange so nennen kann; wobei er die Augen schloß und bald nur noch zu sich zu reden schien, daß man ihn schwer verstand. Im Verkehr mit den Schülern jedoch war auch diese edle Persönlichkeit zuweilen kleinlich und pedantisch, wenn auch niemals nachtragend.

Gegen Abend des ersten Tages machten Herr und Frau Professor Öhler einen Spaziergang, zu dem sie Lothar aufforderten. Der Professor gab in Lothars Klasse den Unterricht in deutscher Literatur. Sprach er auf solchen Gängen bisweilen von seinen Studentenjahren und einstigen literarischen Neigungen, über die er lächelte, da sie praktischen Anforderungen des Daseins hatten weichen müssen, so sah Lothar noch einmal unter den Wolken des jetzigen Werktags Professor Öhlers einst blühende Wege zum Leben, seinen Höhen und Tiefen durchschimmern, so wie auf dem Antlitz seiner Gattin noch Züge einstiger Schönheit lagen, die hie und da in einem Lächeln oder Blicken aufblitzte. Diese Menschen standen trotz der Kleinstadt- und Schulmisere dem Leben noch gütig gegenüber. Zu Gesprächen aus reiner Freude am Menschen waren sie in hohem Maße fähig, obwohl sie sicher seit vielen Jahren keine Gelegenheit dazu hatten. Bisweilen jedoch meinte Professor Öhler, Lothars Unterhaltungen mit ihm und seiner Gattin seien doch eigentlich nicht das Richtige und verwies ihn auf seine Mitschüler, deren Interessen er teilen sollte. Professor Öhler hatte im Lauf seines

Lebens aus der Not eine Tugend zu machen gewußt: die einförmige Nüchternheit seines Daseins erschien ihm heute als das besonders Ächte, Manneswürdige, wozu man die jungen Leute erziehen müsse; das Ästhetische, Gesellschaftliche jedoch, worin auch er so manches Jahr seine Jugendkräfte verzettelt, sei gewissermaßen ein sentimentalisches Überbleibsel der Goethezeit, wofür man heutzutage keinen Pfifferling mehr gebe. Mit seinem Blut gehörte er wohl selbst noch zu der vergangenen Epoche der edlen Formen, sein Verstand aber hatte ihn gezwungen im Interesse des Fortkommens und der Familie sich den Forderungen des Lehrer- und Beamtentums zu beugen. Daß ihm äußerlich dieser Sieg über sich selbst gelangen war, erschien ihm als etwas Wertvolles und er verlangte dasselbe von andern. Dabei liebte seine Seele immer wieder zuzeiten Ausflüge in die Bezirke romantischen Genießens und Lothar bot vielleicht manchmal den Anlaß dazu.

Zwischen Lothar und seiner Familie entwickelte sich ein lebhafter Briefwechsel. Jede Kleinigkeit, die zu Hause vorging, gewann nun für ihn Bedeutung. Fast stündlich dachte er sich: jetzt tun sie dies, jetzt tun sie jenes. In den Briefen, die er von den Eltern erhielt, spiegelte sich oft die Sorge um ihn und manches kühle Mahnwort stand darin. Die reinste Freude gewährte ihm daher die Korrespondenz mit Ada. Auch sie weilte nun dem Elternhaus fern, man hatte sie auf ein Jahr in eine Pension der französischen Schweiz geschickt. Aus ihren Briefen kam ihm der Hauch einer freieren Welt entgegen. Sie fühlte sich in der Pension sehr wohl. Der wissenschaftliche Unterricht war von Sport, Gesellschaft, Theater und Konzerten unter-

brochen. Auf der Hinfahrt hatte Ada mit den Eltern Genf und die vielen kleinen Orte des Genfersees besucht. Von überall her schickte sie ihm Photographien, die er in seinem kleinen Zimmer aufstellte, und die südlichen Namen Clarens, Glion, Montreux wurden ihm so vertraut, als bezeichneten sie seine tägliche Umgebung. Inzwischen zerrann sein Dasein in gewohnter Öde. Da er keine Freunde hatte, gewöhnte er sich an lange, einsame Spaziergänge in der reizvollen, gebirgigen Umgebung des Städtchens, das sich gründurchwachsen um einen mittelalterlichen Schloßberg schmiegte, innerhalb des Knies eines breiten, dem Rhein zufließenden Stromes. Der alte terrassenförmige Schloßgarten gemahnte ein wenig an den seiner Geburtsstadt, aber wie viel glücklicher und triumphierender war er dort gewesen bei seinen herbstlichen Abenteuern mit dem Fritz, die in dem warmen Hafen der Villa Gabriele endigten. Hier war er ein Fremder und nur wenig vermochten ihn ein paar Gymnasiastenliebeleien mit den kleinstädtischen Mädchen, die später Lehrer heirateten, von der traurigen Grundstimmung abzubringen. An Sommerabenden liebte er es, die holprigen Gassen zu durchwandeln. Vorübergehende Lehrer und Mitschüler schüttelten den Kopf, wenn sie den Einsamen sahen, der sich, trotz häufiger Verwarnung in der Schule, dem Gebot nicht fügte, auch auf Spaziergängen die häßliche blaue Mütze zu tragen, die den Primaner von den andern Klassen unterschied. Auf den Schwellen der Häuser saßen die Leute und ruhten aus. Es gab viele Juden darunter, die noch patriarchale Gewohnheiten bewahrten, und Lothar wußte, daß einzelne dieser Familien weitläufig mit seinen Vorfahren verwandt waren, ohne daß man sich erinnern konnte, wie.

Zeitweise wurde dieses Leben durch die Ferien unterbrochen, die Lothar in seinem Elternhause verbrachte. Beim Weihnachtsfest geschah es zum erstenmal, daß ein Mitglied der Familie fehlte. Adas Briefe aus der Schweiz waren von mäßiger Vergnügtheit. Alle fühlten deutlich, man habe sich nun daran zu gewöhnen, daß das Familienband sich lockerte und öfters das eine oder das andere bei feierlichen Anlässen fehlen würde. Lothar traf in den Ferien wieder frühere Mitschüler und Freundinnen Adas. Allzuschnell flogen solche karg bemessene Wochen dahin, aber sie waren ein Stachel für ihn, alle Kraft aufzubieten, um möglichst bald zum Examen zugelassen zu werden. Als er zu den Sommerferien heimkehrte, standen seine Aussichten ziemlich günstig, zu Ostern die Prüfung zu bestehen. Er erhielt daher die Erlaubnis, Ada in der Schweiz zu besuchen.

## LII.

Schon im vergangenen Jahr hatte Lothar eine kleine Reise mit einem Freund angetreten, von dem er sich aber unterwegs trennte, denn plötzlich überkam ihn eine solche drängende Begier nach der Welt, daß er sein knappes Reisegeld dazu benützte, in fieberhafter Erregung von Ort zu Ort zu fahren, überall nur eine Nacht zu verweilen, und wie einer, der etwas Wertvolles verloren hat, ruhelos bis zum Morgengrauen durch die Gassen der fremden Städte zu streichen; unter jedem Schänkenvorhang, bei alten Mauern, hinter Fenstern, aus denen Sang und Licht flossen, glaubte er dunkle Geheimnisse verborgen. Besonders zog es ihn wieder in die Ge-

genden, wo das Volk lebte, in die Vorstädte und auf die nahen Dörfer. Las er in seinem Reisebuch eine Notiz wie diese: »Die engen Gassen um die oder die Kirche sind das ärmste Viertel der Stadt.« oder vernahm er von Orten, wo verheerende Volksseuchen gewütet hatten, so reizte es ihn, solche Stätten zu besuchen. Es interessierte ihn auch der Anblick der Krüppel und Bresthaften auf den Bildern der deutschen und niederländischen Maler, obgleich er die Nähe von Eiter und Wunden in der Wirklichkeit nicht ertrug. Wenn er auch dem Mitleid mit den Unglücklichen zugänglich war und auf seinen Gängen bisweilen für sie die Hand öffnete, so war dies keineswegs der Grund, der ihn zum Volke trieb. Der Reiz ging mehr von der Atmosphäre überhaupt, als von den Einzelwesen aus, die er absichtlich nicht allzu genau betrachtete, um nicht in seinen allgemeinen Empfindungen durch ekelzerregende Wirklichkeit gehemmt zu werden.

Herr Daneck, der mit der Sinnlosigkeit einer solchen Eiltour anfänglich nicht einverstanden war, änderte seine Meinung, wenn er bedachte, mit wie wenig Geld sein Sohn bis in die Städte Tirols gekommen war, denn manchen Abend war er hungrig zu Bett gegangen, um die Weiterreise zu ermöglichen. Einen sonderbaren Reiz gewährte es ihm gerade, die niedern Gasthöfe zu betreten und in groben fichtenen Betten mit buntgeblühten Überzügen zu schlafen oder auf den abgenutzten gelben Bänken der dritten Klasse zu fahren. Herr Daneck glaubte darin die löbliche Fähigkeit zu erkennen, sich begnügen und mit Geld rechnen zu können.

Dieses Jahr betrat Lothar zum erstenmal fremdsprachliches, südliches Gebiet. So überschwenglich auch seine Erwartungen waren, er fühlte sich nicht enttäuscht. Die glühende Augustsonne schien es ihm ununterbrochen ins Fleisch prägen zu wollen, daß er sich in leuchtenden lateinischen Landen befand. Seine Träume wurden Wirklichkeit: die blauen Wasser mit den geschmückten Schiffen, auf denen braune Matrosen in schwermütigen, doch scharf rhythmischen Gesängen ihr schweißforderndes Tagewerk verrichteten, durch gelbe Segel ein wenig vor dem Feuer des Gestirns geschützt, die weiße schimmernde Stadt mit den offenen Kaffeehäusern, darin die leichte abendliche Musik für die Reichen, draußen aber in dunkeln Knäueln das Volk, wirkliches, lebendiges Volk, wie es begehrllich auf den Märkten antiker Hafentstädte gelungert haben muß. Nie war Lothar in Deutschland die faszinierende Gewalt des Demos so hinreißend entgegengetreten wie hier, wo er zügellos durch die Straßen wogte, selbst in München nicht, wo das Volk unbeweglich und brütend über Geheimnissen zu kauern schien. Dazwischen wie hingewehte Blumen, bewegten sich in lichten Blusen feile Dirnen, halb zum Volk, halb zu den Reichen gehörend, und alles dies übergoldend klang welsche Sprache und welsches Lied.

### LIII.

Es war eine Gasse in der weißen Stadt; darin wollte niemand wohnen. Die hohen grauen Häuser standen

verlassen, Kalk bröckelte von den Mauern. Die Türen und Fenster der unteren Stockwerke waren mit Brettern vernagelt, die oberen Fenster hatten zerbrochene Scheiben, kaum hielten sich noch die vermorschten Holzkreuze, so daß man in leere, schwarze Augenhöhlen zu schauen vermeinte. Am Ende der öden Gasse standen sich zwei Häuser gegenüber, die wohlgehalten und bis zum Dache mit einem sanften Rot bestrichen waren. Grüne saubere Läden schlossen die Fenster dieser beiden Häuser, als wolle man sich in kühlen, halbdunkeln Gemächern gegen die Mittagsglut schützen, die weiß über der Gasse lag. Nur die Läden an den im Schatten liegenden Fenstern der ganz niedern Erdgeschosse hatte man geöffnet, sie waren breiter als hoch und innen mit dichten weißen Gardinen verhangen von fast bürgerlicher Reinlichkeit; davor standen in Töpfen künstliche grelle Blumen, mit dünnem Staub bedeckt. Die Eingangstüren waren von braunem Holzgitterwerk verhüllt, durch das man von innen hinaus, aber nicht gut von außen hineinblicken konnte.

Zwischen den beiden Häusern stand Lothar, bleich und sehr erregt; seine Blicke suchten bald das Gitter zu durchdringen, bald musterten sie die Häuser mit ihren geschlossenen Läden. Dann legte er die Hand an die Schelle einer Eingangstür und zog sie wieder langsam zurück. Er entfernte sich einige Schritte und trat wieder näher. Er wendete sich um nach dem andern Haus und ließ den Blick an der Mauer hingleiten, als vergleiche er die beiden Gebäude. Langsam ging er bis ans Ende der Gasse. Noch einmal drehte

er sich zögernd um, dann bog er in die Seitenstraße ein.

Die Gasse aber lag leer und still in der weißen Mittagsglut. Die beiden Häuser ragten am Eingang wie zwei hohe verschwiegene Wächter,

#### LIV.

Die Tage Lothars mit Ada waren die Abschiedsstunden ihrer Kindheit. Man ließ beiden völlige Freiheit. Allein schweiften sie durch die Täler, fuhren über den See, und kehrten zu den Mahlzeiten in Gasthöfen ein. Ada war in Lothars Augen nun völlig Dame und der Zug sich beherrschender Herbheit, der sie schon als Kind auszeichnete, ohne ihrer Fröhlichkeit und ihrem Witz Abbruch zu tun, schien zu einem Zeichen innerer Bedeutung geworden. Sie war jetzt entschieden die Überlegene und Lothar erkannte das gern an. Ohne Neid empfand er, daß die helle festliche Luft, in der sie lebte, die ihr angemessene sei, wenn er auch mit großem Mißbehagen seines eigenen Lebens gedachte. In einem halben Jahr — so tröstete er sich — würde er erlöst sein und dann sollte der alte Danecksche Glanz auch wieder um ihn leuchten.

Im Herbst kam Robert Daneck gleichfalls nach Odersburg. Ratlos hatte man alles mögliche mit ihm Versucht. Zur Strafe für seine Untüchtigkeit in der Schule nahm man ihn einmal während der Ferien nicht mit ins Bad. Man vertraute ihn vielmehr seinem Klassenlehrer an, der ihn dem Alphabet nach ein lateinisches Wörterbuch auswendig lernen ließ, jeden Tag vierzig

Vokabeln. Der Rest des Tages sollte ihm zum Spielen bleiben. Kamen wirklich einmal zehn Minuten Freiheit vor dem Abendessen heraus, so setzte er sich hin und weinte, der leuchtenden Nächte gedenkend, welche die Seinen voll Festlichkeit im Kurgarten des Bades verbrachten. Später schickte man ihn zu einem Pfarrer aufs Land, wo er die Schonung eines pathologischen Kindes genoß. Die sinnlose Aufdringlichkeit, mit der man ihn dort behandelte, verwirrte ihn vollends, so daß er fest zu glauben begann, die meisten Menschen seien verrückt. Auf Grund dieser seltsamen Basis machte er übrigens sehr scharfe Beobachtungen, so daß bei scheinbarer Zurückgebliebenheit seine grundgescheite Art die Umgebung immer mehr erstaunte. Dabei quälte ihn ein Gefühl unsäglicher Verlassenheit. Schließlich fragte man ihn, da es ihm bei dem Pfarrer relativ noch am besten gefiel, ob er sich für die Landwirtschaft interessiere. »Ach . . hm . . ja«, antwortete er zögernd und so kam er auf die landwirtschaftliche Schule nach Odersburg. Hatte Lothar schon früher sein Elend dem Bruder gegenüber zu verbergen gesucht, so tat er es jetzt in der fremden Umgebung noch mehr. Aus einem dunklen Instinkt der Zusammengehörigkeit kümmerte er sich zwar um ihn und fühlte sich für ihn in mancher Hinsicht verantwortlich, aber fremd gingen beide nebeneinander her, gleich gebeugt von gleichem Jammer, nur daß Lothar, nach außen hin, angespannt die Gebärde des Stolzes zur Schau trug, während Robert sich allem willenlos beugte, doch im Innern ein manchmal erkennbares merkwürdiges Eigenleben führte. Daß er die

absolute Sinnlosigkeit alles dessen erkannte, was mit ihm geschah, ließ ihn hoffnungslos verzweifeln, während es Lothar immer wieder gelang, sein Leben aus der Perspektive des Vaters zu betrachten und die Notwendigkeit einer kurzen Leidenszeit einzusehen.

## LV.

Professor Öhler war inzwischen an einen andern Ort versetzt worden. Lothar kam zu dem jüngeren der beiden Mathematiklehrer in Pension, einem trockenen Menschen, der noch nicht aufgehört hatte, Schuljunge zu sein und sich den älteren Lehrern gegenüber ganz als ein solcher fühlte. Er hatte den Beinamen »das Pi« nach dem in seinem Fache häufig vorkommenden Zeichen  $\pi$ . Alles was in dem Öhlerschen Hause hinter dürftigen äußeren Einrichtungen an wirklicher Bildung lebte, fehlte hier. Deshalb fühlte sich Lothar dem Pi gegenüber in keiner Weise verpflichtet und verantwortlich. Professor Öhler hatte er in mancher Beziehung sein Inneres gezeigt und darum vermochte er ihm überhaupt nur noch echte Münze zu zahlen. Anders dem Pi. Der war überhaupt kein gebender und dadurch verpflichtender Mensch.

Es lebten noch einige andere Pensionäre im Haus, mit denen Lothar den obersten Stock bewohnte. Er schloß sich ein wenig an sie an. Eines Tages wollte das Pi gehört haben, die Pensionäre planten einen geheimen nächtlichen Ausbruch zum Zweck einer Kneiperei. Da zufällig dieser Verdacht völlig grundlos war, spielte das Pi in seiner Wut eine ziemlich ruhmlose Rolle und

tobte mehr, als wenn die Jungen wirklich etwas angestiftet hätten. Seit dieser Zeit fanden wirklich oft solche Ausbrüche in Samstag-Nächten statt, wobei sich diejenigen bei übermäßigem Tranke trafen, die Ostern das Examen zu machen hatten. Auch erlaubte Zusammenkünfte waren häufig zum Zweck, gemeinsamer Examen-vorbereitung. Man fand sich beim Sohn eines einheimischen Schuhmachers Cramer zusammen, der für den gescheitesten in der Klasse galt. Zugleich war er der ärmste, der einzige katholische, dazu Sozialdemokrat, Antisemit und ein Feind der von den sonst fast interessenlosen Primanern nachgeahmten studentischen Lebensformen, mit denen sich seine starke, wenn auch noch ziellose geistige Regsamkeit nicht vertrug. In der niedrigen, nach Leder riechenden Schusterwerkstatt saßen die Abiturienten an Winterabenden bei einer Öllampe und ließen sich vom Cramer das Pensum ein-drillen. Alle haßten ihn, aber sie hatten ihn nötig. Lothar kam zu ihm in ein merkwürdiges Verhältnis, Sobald sie zusammen waren, fingen sie an, über Fragen der Religion und Politik zu disputieren. In nichts trafen sich ihre Ansichten, aber die Lust und Fähigkeit, sich über Dinge zu ereifern, die außerhalb der nächsten Sphäre lagen, ließ sie, die unter den andern vereinzelt standen, fast vergessen, daß sie eigentlich dazu geschaffen waren, sich zu hassen: Cramer, der geborene Plebejer mit jener Proletarierintelligenz, die schon Groschaus Buben hatten — »helle« hatte Frau Groschau ihre Söhne genannt — und Lothar, den schon allein die blau-schwarzen Nägel des andern hätte abstoßen müssen.

Je weiter der Winter vorrückte, desto fanatischer stürzte sich Lothar in die Arbeit, er wollte bis in die

letzten Fragen beschlagen sein, um sich gegen die Schikanen aufsässiger Lehrer zu waffnen. Um vier Uhr früh weckte ihn seine Uhr in der dunklen eiskalten Kammer. Im Bett erledigte er die Schulaufgaben für den Tag, die trotz der drückenden Examenvorbereitung mit pedantischer Strenge verlangt wurden, denn wer neun Jahre lang seine Pflicht getan hatte — so hieß es — bedurfte keiner besonderen Vorbereitungen. Die Zeit nach Schluß des Unterrichts bis zum Schlafengehen füllten Nachhilfestunden und Repetitionen aus. Das Klavierspiel, das Lothar anfangs noch im Öhlerschen Hause gepflegt hatte, war längst aufgegeben worden. Die einzige Erholung boten der Samstag und Sonntag, an denen er prinzipiell keinen Strich arbeitete, sondern in verbotener Lektüre geradezu kniete. Unberaten fiel er aus einem Extrem ins andere. In diesem Winter las er sämtliche Dramen Ibsens und die Romane von Murger und Paul de Cock, die seine Phantasie mit den harmlosen Cancans der Grisettenzeit in Verzückungen versetzten.

## LVI.

Zu Weihnachten ging Lothar noch einmal kurze Zeit nach Hause. Die Familie hatte wieder eine große Wohnung im Westen der Stadt bezogen, die mehr auf Gastlichkeit eingerichtet war. Ada hatte man aus der Pension zurückgeholt und in die Gesellschaft eingeführt, wo sie laute Triumphe feierte. Sie war nun wirklich eine Dame und Lothar noch ein Schuljunge. Er faßte eine unbegrenzte Verehrung für sie. Sie verkörperte ihm die glänzende Welt, in der er als Knabe den Vater herrschend gewähnt, wenn er in der Villa Gabriele nachts die Musik aus dem Salon in sein Schlafzimmer

dringen hörte. Nur Monate trennten ihn noch von dieser Welt, falls er das Examen bestand. Wenn er aber durchfiel? Noch ein weiteres Jahr aushalten, das ging über seine Kraft.

An einem eisigen nassen Januarabend kehrte er zum letztenmal nach Odensburg zurück. Die Mutter und Ada brachten ihn an den Zug. Wenn er wieder auf diesem Bahnhof ausstiege, wäre alles entschieden. Woche auf Woche schlich ihm hin, während Ada sich strahlend und angebetet durch den Winter tanzte. Das Pi hatte den Ehrgeiz, seinen Pensionär durch das Examen zu bringen. Der Direktor war Lothar überhaupt wohlgeneigt, doch im letzten Augenblick trat noch eine Katastrophe ein. Lothar hatte eines seiner Gedichte im Odensburger Tageblatt drucken lassen. Der Redakteur, ein Mann aus der achtundvierziger Generation, der nebenher die Papierhandlung des Städtchens führte und für einen sogenannten »unsicheren Kantonisten« galt, hatte ihn zu dem Abdruck veranlaßt. In dem dumpfen Lädchen, wo es nach feuchtem Holzpapier roch, schien in Verborgenheit zu wuchern, was die kleine Stadt an aufrührerischem Geiste barg. Der stets nörgelnde kinderreiche Besitzer mußte sich indes, um sein Brot nicht zu verlieren, meist damit begnügen, die Faust in der Hosentasche zu ballen. Manchmal aber versetzte er doch der geordneten bürgerlichen Gesellschaft einen verstohlenen Hieb. So heute. In dem Gedicht Lothars wurden in freien Rhythmen die Trunkenheiten jener ersehnten strahlenden, tanzenden Welt geschildert und am Schluß der Wunsch des Dichters ausgesprochen, dereinst unter den Fluten dieses Daseins, tanzend seine Seele zu verhauchen; die fände, licht-

gewohnt, unmittelbar den Weg zu den Wolkensälen des Himmels, wo in überirdischer Glorie das Erdentreiben fortgesetzt würde, mit dem lieben Gott als maître de plaisir in der Mitte, der auf französisch die Quadrille kommandierte und rief: »Messieurs, changez les dames.« Das Gedicht erschien unter einem fremdartigen Anagramm aus den Buchstaben von Lothars Namen. Als er am andern Tag in die Klasse kam, wurde er mit dem Zuruf dieses Wortes begrüßt. Er erschrak nun über seine Unvorsichtigkeit, leugnete aber des bevorstehenden Examens halber energisch die Urheberschaft, wobei er sich im geheimen schwur, am Tag nach der Prüfung sich als Autor zu bekennen. Die Lehrer wußten nicht, wie sie sich dazu stellen sollten. Dem Pi gegenüber fand Lothar die Ausflucht, daß ihm, dem in Odersburg unbeliebten Großstädter, irgend jemand einen Streich gespielt haben müsse. Das schien an sich glaubwürdig; wenn es nur in Odersburg irgend einen Menschen gegeben hätte, dem man die Abfassung eines solchen Gedichtes hätte zutrauen können. Der Direktor wünschte die Sache auf sich beruhen zu lassen und gab den heftigen Vorstellungen des Religionslehrers Dr. Brüll — den man den »Hamster« nannte — offenbar kein Gehör, als dieser eine energische Untersuchung vor- schlug.

Kurze Zeit darauf wollte Lothar ein Heft, das einige seiner poetischen Arbeiten enthielt, an die Adresse des Pfälzers senden, der sich in einer kleinen süddeutschen Stadt auf einer Militärpresse befand. Die in der Papierhandlung käuflichen großen Briefumschläge waren alle für Geldsendungen berechnet und trugen die Aufschrift: Inliegend ≡≡≡≡≡≡. In einer kindischen Laune schrieb Lothar hinter dieses Wort eine Zahl mit vielen

Nullen. Einige Tage nach der Absendung erhielt er eine Aufforderung vom Postamt für die kürzlich versandte, vom Empfänger abgelehnte Million das Porto zu erlegen. Er ging zu dem Postdirektor, einer alten Mittelmäßigkeit, die anno 66 von den Preußen mit annektiert worden war, und erfuhr von diesem, ein Unterbeamter habe den Geldbrief abends bei den Korrespondenzen gefunden und ihn in hellem Schrecken sofort zu ihm in die Wohnung gebracht, worauf zwei Männer das Wertobjekt an den Zug trugen und den Bahnhofsvorsteher der Empfangsstation telegraphisch benachrichtigten, was für eine Sendung der Zug Nr. so und so viel enthielt. Offiziell sei die Million dort mitten in der Nacht empfangen und am Morgen unter vielen Kautelen dem Adressaten zugestellt worden. Dieser habe das Strafporto von 170 Mk, für die ungenügend frankierte Sendung nicht gezahlt, weshalb der Brief zurückgegangen sei, was nochmals ca. 170 Mk. kostete, so daß im ganzen ca. 340 Mk. zu erlegen waren. Lothar meinte schüchtern, es sei doch klar, daß es sich um einen Scherz handelte. Davon wollte aber der Postdirektor, ein Freund des Hamsters, nichts hören. Im Amt gäbe es keine Scherze. Nun aber faßte sich Lothar Mut und sagte: »Wenn die Sache amtlich ernst genommen wird, muß doch gleichzeitig amtlich garantiert werden, daß sich die Million noch in dem Couvert befindet.« »Was nehmen sie sich heraus?« brüllte der Postdirektor, »ich werde mit Ihren Lehrern sprechen.« Lothar schrieb die Angelegenheit gleich nach Hause. Herr Daneck regelte sie durch einen Besuch beim Oberpostdirektor, den er kannte. Das Postamt in Odensburg erhielt einen Verweis. Die Angelegenheit wäre belanglos gewesen, wenn nicht das Couvert amtlich geöffnet

und mit einem Vermerk über den Inhalt versehen worden wäre. Darin aber befand sich die verdächtige Nummer des Odersburger Tageblatts, in der Lothars Dichtung stand. Nun glaubte der Hamster einen sicheren Beweis gegen ihn zu haben. Lothar wurde zum Direktor gerufen. »Was haben sie nun da wieder gemacht?« sagte der alte Mann vorwurfsvoll, »man sollte es doch nicht für möglich halten.« Aber Lothar redete sich noch einmal heraus. Es läge doch nahe, meinte er, daß er einem guten Freund den merkwürdigen Vorfall mitgeteilt und das ihm zugeschriebene Werk übersandt habe. Dem Direktor kam es offenbar nicht darauf an, die Wahrheit zu erfahren. Er entließ Lothar mit der Mahnung, sich vor dem Examen noch gründlich zusammenzunehmen.

Lothar hatte das letzte Mal vor diesem Greis gestanden. Wenige Tage nachher erkrankte der Direktor und starb schnell. Die Abiturienten, die wohl alle etwas von der Macht seines Wesens verspürt hatten, trugen den Sarg, Lothar war unter ihnen.

## LVII.

Vorläufig wurde der Hamster zum Stellvertreter des Direktors erwählt. Diese Mischung von Unteroffizier und Puritaner hatte sich's als Ostervergnügen versprochen, einige Abiturienten durchfallen zu lassen. Besonders auf Lothar hatte er es abgesehen. Er freute sich an der neuen, ihm für einige Wochen gerade in kritischer Zeit zufallenden Gewalt. Lothar arbeitete Tag und Nacht.

Das Examen begann mittags um ein Uhr mit der Prüfung in Religion. An Lothar stellte der Hamster die von allen am meisten gefürchtete Frage: »Was ist der Unterschied zwischen Augustinischer und Pelagianischer Lehre?« Doch er wußte die Materie bis in die kleinsten Ecken zu durchleuchten. Von Stunde zu Stunde wuchs den Schülern der Mut. Als die Gasflammen angezündet wurden, war fast alles entschieden. Einige, darunter Lothar, wurden noch ein zweites Mal im Griechischen gefragt. Seine nicht ganz zufriedenstellenden Leistungen in diesem Fache, sowie im deutschen Aufsatz wurden durch Auszeichnungen im Lateinischen und Französischen ausgeglichen.

Die Prüflinge wurden auf eine bange halbe Stunde hinausgeschickt. Als sie wieder hereintraten, mußte ihnen der Hamster sagen, sie hätten alle bestanden; es war ihm augenscheinlich nicht recht. Ein Seufzer der Erlösung befreite sich aus den laut aufatmenden jungen Leuten. »Freuen Sie sich nicht zu früh«, sagte der Hamster. »Sie sind noch Schüler bis zum letzten Tage des Semesters, das erst in vier Wochen schließt; bis dahin haben Sie Ihre Pflichten wie jeder andere zu erfüllen.« Darauf erhob sich der Schulrat und sagte mit freundlicher Stimme: »Inzwischen gebe ich Ihnen drei Tage Urlaub, damit Sie Ihren Eltern von dem freudigen Ereignis selber Nachricht bringen können, daß Sie nunmehr die sittliche Reife für die Universität erreicht haben. Empfangen sie alle meinen Glückwunsch!« Kaum waren die jungen Leute auf der Straße, als sie sich in jauchzendem Geschrei Luft machten, gegen das weder der nacheilende Pedell, noch ein alter, vormärzlicher Polizeidiener irgend etwas ausrichten konnte. Mit dem

Hohnruf: »Es lebe die sittliche Reife!« rannten sie durch die Gassen, nachdem sie alle nacheinander die Mauern der Schule angespuckt hatten. Manche riefen, sie würden den Hamster auf Säbel fordern, wenn er sie noch in den letzten Wochen kujoniere. In der Nacht wurde ein großes Gelage gefeiert.

Am andern Tag fuhr Lothar nach Hause. Im Garten traf er Ada, die ihm — alles plötzlich ahnend — um den Hals fiel. Herr Daneck freute sich, mit Tränen in den Augen, wie ein Kind. Die Hauptsorge seines Lebens war von ihm genommen. Man telegraphierte gleich an Frau Brandau, die noch am Abend erschien. Am folgenden Tag rief man den Hausarzt, der Lothar ein Zeugnis ausstellte, daß er der Erholung bedürfe. So brauchte er nicht mehr nach Odersburg zurückzukehren. Lothar stellte sich vor, wie sich der Hamster darüber ärgern würde.

#### LVIII.

Bald begannen auch Roberts Ferien, der nun mit Verehrung zu dem erwachsenen Bruder aufsaß. Leise kamen sich beide in diesen Wochen um ein wenig näher, nachdem Lothar die Atmosphäre des Jammers nicht mehr zu fürchten brauchte, die er nie als die seinige anerkennen wollte. Dazu kam sein Mitgefühl für Robert, der noch jahrelang in der Schule zu schmachten hatte.

Irene war inzwischen halb erwachsen. Ihr fehlte die Gehaltenheit, die Ada besaß. Dafür hatte sie eine unbesiegbare Schlagfertigkeit in der Unterhaltung, eine

Keckheit des Witzes, die bisweilen bis an die Grenzen des Möglichen ging.

Kurz vor Lothars Abreise zur Universität beschlossen Ada und die Eltern, ihn in ein Geheimnis einzuweihen. Nach Tisch riefen sie ihn in ein anderes Zimmer und Herr Daneck sagte, Ada habe sich vor einigen Wochen verlobt. Dunkel fühlte Lothar etwas wie einen großen Verlust, dann freute er sich für Ada, auch war er neugierig auf den künftigen Schwager. Er sei ein Regierungsrat, der eine kleine Stadt im Osten der Monarchie bewohnte, wohin ihm Ada folgen würde. Einige Monate des Winters hatte er dienstlich in der Stadt seiner Braut zu tun gehabt, vor kurzem aber habe er zurückkehren müssen; nächste Woche sollte die Verlobung veröffentlicht werden. Lothar gratulierte Ada und ließ sich von der allgemeinen Freude der Familie hinreißen. Zu einer klaren Beurteilung irgendwelcher Einzelgeschehnisse kam er in dieser Zeit nicht; gegen alle Vorkommnisse stand erdrückend das ganze glühende Leben, mit dem er sich nun zunächst auseinanderzusetzen hatte. Am selben Tage teilte man das Ereignis Frau Brandau mit. Sie wurde bleich als sie es vernahm und sprach kein Wort. »Ihnen ist es wohl nicht recht?« sagte Herr Daneck gereizt. »Nein, es ist mir nicht recht. Ada hat noch lange Zeit, sich zu verloben.« »Nun, und ich kann Ihnen sagen,« erwiderte Herr Daneck, »wenn ich unter allen Männern unseres Kreises mir selbst einen Schwiegersohn hätte auswählen können, so wäre es dieser gewesen. Abgesehen von seinen persönlichen Eigenschaften ist er der tüchtigste Beamte, den ich kenne. Aus solchem Holze werden Minister geschnitzt.« »Bis dahin kann sich Ada in einem kleinen, halbpolnischen Dorfe zu

Tode langweilen.« »Es wird nicht lange dauern, bis er an ein Ministerium berufen wird.« »Wohin? Nach Wien?« »Der Sitz der Regierung ist in Berlin.« Es trat eine kleine Pause ein im Gespräch. Dann fuhr Herr Daneck fort: »Außerdem liebt ihn Ada, und das ist die Hauptsache.« »Lieben!« sagte Frau Brandau abchselzuckend. »Sie haben es dem Kind solange eingeredet, bis sie es geglaubt hat.«

Seit diesem Tage wich die Verstimmung zwischen Frau Brandau und Herrn Daneck nicht mehr. Auf Lothar, in dessen Kopf es wild sang und brauste, machte das Gespräch dennoch einen tiefen Eindruck. Er fühlte aus der Großmutter den Genius und den Dämon seines Geschlechts reden. Etwas Dunkles, Mächtiges schien sie schützen zu wollen, ein finsterner, mißtrauischer Wächter. Die Danecks aber wollten lachen. Ihnen dünkte besser zu lösen und zu verschenken, als zu binden und zu wahren. So verhallte das Wort der alten Frau ungehört. Lothar fühlte unbestimmt, daß sie recht habe; er aber lachte und lebte mit den Danecks.

Als er zum zweitenmal in die Fremde zog, fügte er sich willig den Plänen des Vaters. Alles war ihm gleich lieb, nachdem er das Schuljoch nicht mehr zu tragen brauchte. Das erste Sommersemester sollte er in einer nahen kleineren Universität verbringen, es wurde ihm eine Ferienreise nach Oberitalien versprochen, für den Winter war eine größere Stadt in Aussicht genommen. Es stand fest, daß Lothar Jura studieren und die Verwaltungskarriere, wenn es möglich sei, die diplomatische Laufbahn einschlagen sollte. Im Konsulatsdienst würde seine Lust am Reisen, zu gesellschaftlichem, künstlerisch

verschönten Leben am leichtesten Befriedigung finden. Herr Daneck wußte ihn zu überreden, einer studentischen Korporation beizutreten, der einige seiner ehemaligen Schulkameraden schon seit einem Jahre angehörten. So sollte ihm in der Ungebundenheit des akademischen Lebens eine Stütze und für die Zukunft der Vorteil nützlicher Verbindungen geschaffen werden. Den Umstand, daß Lothar durch das Bestehen des Examens trotz der Schwierigkeiten, die ihm seine eigene Natur machte, eine gewisse Tüchtigkeit bewiesen hatte, benützte Herr Daneck vor der Abreise noch häufig, um ihm immer mehr den Wert solchen Eifers gegen sich selbst klarzumachen. Er habe nun einmal das glückliche Gefühl der getanen Pflicht und ihre Früchte geschmeckt, sein ganzes Leben müsse nun dahin streben, die Neigung zum Fantastischen, Ausschweifenden durch zielbewußtes Streben im Schach zu halten und sie nur als Mittel zur Verschönerung der Mußestunden zu betrachten. Und Lothar glaubte in der Tat darin Sinn und Wert des Lebens zu sehen, zumal er bedachte, wie auch der Vater, Professor Öhler und mancher andere durch Selbstzucht von jugendlicher Zerfahrenheit zu Amt und Würde gelangt waren. Beim Referendarexamen würde er zum zweitenmal seine Tüchtigkeit beweisen, vorher freilich von dem Leben aus tiefen, vollen Schalen trinken, dazu sollte ihm sein bunter Abenteuersinn, seine Lebensgewandtheit, seine Lust an Glanz und Klang helfen, Eigenschaften, auf die er im Grunde doch — obgleich er sie bekämpfen wollte — als Brandau-Danecksches Erbe stolz war. Ja, er verachtete diejenigen ein wenig, denen ihre eigene nüchterne Natur keine Hemmnisse zur Erreichung ihrer Ziele in den Weg legte.

So reiste Lothar ab an einem warmen Tage im April. Er saß allein im Coupé. Bilder von Frauen und Mädchen gaukelten durch seine Gedanken, glänzende, spitzenumhüllte in funkelnden Sälen, niedrige, rührend sich hingebende in schräger Kammer. Dahinter rollten sich weite Horizonte des Südens auf, die flimmernden Boulevards, Fahrten voll Lust und Gesang. Ehe er sich's versah, war der Zug in der Universitätsstadt angekommen.

Auf dem Perron standen zwei seiner ehemaligen Schulkameraden mit einer Schar fremder junger Herren. Alle trugen laubfroschgrüne Mützen. Sie drängten sich lärmend an ihn heran und stellten sich mit schnarrenden Stimmen, die preußisch klingen sollten, dem »jungen Fuchs« vor. Dann zogen sie ihn in die Stadt und machten ihn betrunken.

ENDE